

## **Sandburgen, nicht für die Ewigkeit gebaut**

07. Juni 2008, 17:00

Bis heute werden die Lehmziegel, Baumaterial für Häuser, die in bewährter Bauart entstehen, im Jemen von Hand gefertigt.

Bis heute hat sich im Jemen die Tradition des Lehmbaus erhalten. Doch viele der Unesco-geschützten Städte sind vom Verfall bedroht

Am frühen Nachmittag wachsen den jemenitischen Männern bedrohlich wirkende Beulen aus dem Gesicht. Selbst die bärtigste und borstigste Wangenhaut dehnt sich dabei auf ein Vielfaches und erhält den geschmeidigen Schimmer einer blitzblank polierten Porzellanfigur. Je größer der Wulst in der Backe, desto friedvoller der Blick. Jemanden in diesem Zustand nach dem Weg zu fragen oder damit anzufangen, das Viertelkilogramm Rosinen herunterzuhandeln, ist aussichtslos.

Qat heißen die grünen Blätter, die sich vor allem die Männer in ihre Backen stopfen. Und ist kein Qat darin, dann hängt bei so manchem leidenschaftlichen Kauer das ausgeleierte Wangenfleisch schlaff neben dem Kinn herab. Die amphetaminähnlichen Substanzen, die in der Pflanze enthalten sind, lösen sich mit dem Speichel auf und regen die Endorphinproduktion an. "Es schmeckt gut, und die Wirkung ist hervorragend", sagt Nagi Muthana, der uns die nächsten Wochen durch das Land begleiten wird, "das ist ein Teil unserer Kultur, das ist unser gesellschaftliches Zusammenleben, und außerdem ist Qat unsere tägliche Unterhaltung."

Klingt gut, rein damit. Neben dem berauschenden Cathidin enthalten die grünen Blätter aber vor allem Bitterstoffe. Und davon eine Menge. Noch bevor irgendeine körperliche Wirkung eingetreten ist, müssen die mitteleuropäischen Kauprobanden passen und spucken die grüne Masse wieder aus. Für die Touristen bleibt die durch Qat verursachte Lebensruhe der Jemeniten ein Puzzlestück im Bild des südarabischen Landes. Damit verbundene Probleme bleiben nicht unbemerkt. Die Entwicklung ist stehengeblieben, die Wirtschaft liegt danieder, und das ganze Land verfällt in Lethargie.

Bis heute ist Jemen ein konserviertes Stück Mittelalter im 21. Jahrhundert. Handwerker schmieden ihr Werkzeug über dem offenen Feuer, zwecks Passgenauigkeit vorzugsweise am Vormittag, Sesamöl wird nach guter alter Tradition in Kamelmöhlen gepresst, und die Häuser entstehen in einer Art und Weise, die sich für okzidentale Ohren anhört wie ein Märchen aus tausendundeiner Nacht. Während im gebirgigen Westjemen eher Steine und gebrannte Lehmziegel geschlichtet werden, verwendet man im östlichen Teil des Landes fast ausschließlich ungebrannten Lehm.

Hauptort der primitiven und jahrhundertlang bewährten Baukunst ist das Wadi Hadramaut, das größte und fruchtbarste Tal weit und breit. Mit der Hand wird der nasse Lehm in einen Holzrahmen gestrichen. Damit die Ziegel beim bloßen Angreifen nicht wieder zu Erde zerfallen, werden dem Material zur besseren Stabilität Strohhäcksel beigemischt. Wenn die Oberseite trocken ist, werden die flachen Bausteine mit einer Spitzhacke aufgestellt und bleiben so lange in der Sonne stehen, bis sie vollständig ausgehärtet sind.

"Diese Tradition hat sich in den letzten Jahrhunderten kein bisschen verändert", sagt Nagi und führt uns durchs Stadttor in die südarabische Hochburg des Lehmbaus. Bis zu acht Stockwerke ragen die Lehmhochhäuser von Shibam in die Höhe, ein Haus bringt es gar auf neun Stockwerke. Bis auf das steinerne Stiegenhaus ist alles aus Lehm. Der weiße Firnis, der an den Fassaden gelegentlich durchblitzt, ist eine Schutzmaßnahme gegen Feuchtigkeit. Dabei wird der Lehm mit Kalk verspachtelt und anschließend mit einer Mischung aus Tierfett und gemahlene Knochen verrieben. Qadat, so der traditionelle Begriff, konserviert die Bauten für Jahrzehnte.

Gelegentlich passiert es, dass ein Turm unter der Last der Jahrhunderte zusammenbricht und lediglich einen Haufen Erde hinterlässt. Immerhin stehen die ältesten Hochhäuser von Shibam seit rund 400 Jahren. Die Kultur des Hochhausbaus selbst reicht in der Region Hadramaut etwa zwei Jahrtausende zurück. "Dass solcherart gebaute Lehmhäuser verfallen, ist nichts Ungewöhnliches", sagt Barbara Wally, "das liegt allein schon in der Bauweise begründet." Wally ist Leiterin der Sommerakademie für Bildende Kunst in Salzburg und hat gemeinsam mit ihrem Mann Alkhadher Alsharafi vor einiger Zeit ein Reisebüro auf die Beine gestellt, das auf die Erkundung jemenitischer Alltagskultur spezialisiert ist. "Lehm hält nicht ewig, doch die Menschen haben gelernt, damit umzugehen."

Alle paar Kilometer sieht man im ganzen Land verfallene, teilweise mehrstöckige Lehmbauten, denen im Zuge starker Regenfälle eine Fassade oder überhaupt gleich das halbe Haus weggespült worden ist. Für Tränen bleibt keine Zeit. Ruck, zuck wird daneben gleich ein neues Haus errichtet. Anders sieht die Sache aus, wenn nicht nur einzelne Häuser, sondern ganze Dörfer und Städte vom Verfall bedroht sind. Einmal ist es der Grundwasserspiegel, der absinkt, weil so viel Wasser für die Qatplantagen benötigt wird. Einmal ist es politische Direktive. Einmal sind es die ungebändigten Niederschläge in den Regenmonaten, die die Architektur in regelmäßigen Abständen zerstören. In solchen Fällen sind die Menschen oft zum Absiedeln gezwungen.

Um den schleichenden Verfall der großteils Unesco-geschützten Lehmstädte aufzuhalten, hat die Deutsche Gesellschaft für Technische Zusammenarbeit (GTZ) vor einigen Jahren die Patenschaft über die größten Bauschätze des Jemen übernommen. "Für die Deutschen ist Jemen das Entwicklungsgebiet Nummer eins", erklärt Michael Klor-Berchtold, deutscher Botschafter in Sanaa. In einer Handvoll bedrohter Städte im

Hadramaut - darunter auch Shibam - läuft derzeit ein Revitalisierungsprojekt, in dessen Rahmen den Bewohnern bzw. Eigentümern Geld für die Sanierung ihrer Lehmhäuser zugeschossen wird. In den meisten Fällen machen die Subventionen weit mehr als die Hälfte der Baukosten aus. Klor-Berchtold: "Auf diese Weise ist es gelungen, die ältesten Städte zu retten. Wer weiß, ob Shibam ohne diese Hilfe heute noch stehen würde."

Nachmittags in der Lehmschlucht. Kinder sitzen in kleinen Gassenlokalen und verkaufen Waschmittel, Seife und Kekse. Frauen bleiben zu Hause, verlassen ihre Häuser nur zum Einkaufen und Wasserholen. Und die Männer sitzen derweil mit prall gefüllten Backen am Hauptplatz, trinken Kardamomtee und spielen Domino. Diese gewöhnungsbedürftigen, mittelalterähnlichen Zustände hätten nicht immer geherrscht, erzählt Nagi Muthana. Vor der Wiedervereinigung von Nord- und Südjemen sei alles anders gewesen. "Der Norden war kapitalistisch und wohlhabend, jedoch sehr konservativ und rückständig. Der Süden wurde zwar kommunistisch regiert, aber wir waren ein modernes und mental fortgeschrittenes Land."

Mädchen und Buben gingen in gemeinsame Schulen, Frauen trugen keinen Gesichtsschleier, übten Berufe aus und nahmen am ganz normalen Alltag teil. "Doch mit der Wiedervereinigung 1990 hat sich alles verändert", erinnert sich Nagi, "das Wadi Hadramaut war schon einmal moderner. Offensichtlich vertragen sich moderne Lebensweise und arabische Kultur auf Dauer nicht."

Die Zukunft des Jemen ist ungewiss. 2015 sollen die Mittel der GTZ eingestellt werden. Wer kümmert sich dann um die Erhaltung? Wahrscheinlich ist, dass die Städte eines Tages wieder zu Sand verfallen. Wahrscheinlich ist auch, dass das Land in seiner ganz eigenen, langsamen Geschwindigkeit fortleben wird. Wie in jüngster Vergangenheit schon mehrmals zu sehen war, wird sich das kaum ändern lassen. Dafür sorgt schon der Qat. (Wojciech Czaja/DER STANDARD/rondo/30.5.2008)

